

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 130.

Samstag, den 6 Juni 1903.

18. Jahrgang

Aus aller Welt.

Ein verhafteter Staatsanwaltschaftssekretär. In Berlin erzählte die Verhaftung eines Staatsanwaltschaftssekretärs augenblicklich großes Aufsehen. Die Berl. Morgenpost erzählt über die Affäre folgende Details: Im Moabiter Kriminalgericht herrschte in letzter Zeit eine eigenthümlich gedrückte Stimmung. Ein Staatsanwaltschaftsrath war plötzlich aus dem Amt geschieden, ohne an einer anderen Gerichtsstelle wieder aufzutreten. Bald nachher trat das Gerücht auf, daß gegen den Sekretär der Staatsanwaltschaft Waganz die Disziplinar-Untersuchung eingeleitet sei. Ohne daß bestimmte Anhaltspunkte dafür vorgelegen hätten, glaubte man, den Abgang des einen Beamten mit der Entlassung des anderen und mit dem zum Abschluß gelangten Prozeß gegen den Bacherer Pariser in Zusammenhang bringen zu sollen. Das Hauptgewicht der Untersuchung gegen den Sekretär W. wird auf eine Angelegenheit gelegt, in die ein Justizrath verwickelt ist; letzterer übte bis vor etwa zwei Jahren in Berlin seine Praxis aus, zog sich aber nach einem glänzenden Umhang in seinen Verhältnissen ins Privatleben zurück. Der weniger wegen seiner Bedeutung als Anwalt, als wegen seiner vornehmen Lebensführung bekannte Justizrath, der jetzt, nachdem er von einer Verwandten mehrere Millionen geerbt, als Gutbesitzer in der Provinz lebt, ist nun, wie behauptet wird, in seinen Prozeßangelegenheiten ausgiebig informiert gewesen und soll dies vorwiegend der Dienstbereitschaft des Staatsanwaltschafts-Sekretärs W. zu danken gehabt haben. Aber nicht nur die Einsichtnahme in die Akten soll ihm allezeit möglich gewesen sein, es soll sich auch ergeben haben, daß einzelne Aktenstücke, deren Existenz seinen persönlichen Interessen nicht förderlich war, auf unerklärliche Weise verschwanden. — Was den verabschiedeten Staatsanwaltschaftssekretär anlangt, so waren dessen Beziehungen zu notariischen Beamten längst kein Geheimnis mehr. Auch in dieser Beziehung soll W. durch kleine Gefälligkeiten, die sich mit seiner Entpflichtung nicht vertrugen, eingegriffen haben.

Eine Olga Hoffmann, ein 14-jähriges, sehr braves und heiliges Mädchen, ist in Berlin das Opfer eines menschlichen Schicksals geworden, das ihm Gewalt anthat und dann den Mordthat gebrachte, um das Kind aus der Welt zu schaffen, nicht ohne es in der schauerlichsten Weise zu verstümmeln. Das verwaiste Kind ist zu Bröckwitz bei Reichen, im Königreich Sachsen, geboren und lebte bei der Schwester seiner Mutter in Berlin, Neue Hochstr. 26, und ihrem Vormund, dem Schlosser Ammon, der gleichzeitig ihr Onkel ist. Das Ehepaar hatte die Waise als Kind angenommen und fand sich durch das stille, angenehme Wesen und durch den Fleiß, den das Kind in der Schule zeigte, reichlich belohnt. Olga ging nie ohne Erlaubnis auf die Straße. Am 23. Mai Vormittags verließ das Mädchen die Wohnung, um nicht wieder zurückzukehren. Am 24. Mai Abends 9 Uhr bemerkten badende Kinder eine Leiche im Wasser bei Gieselsdorf, in der sogenannten alten Spree und riefen schreiend an das Ufer. Spaziergängern gelang es, die Leiche an das Ufer zu bringen, die sich in einem entsetzlichen Zustande befand. Das rechte Bein fehlte bis zum Gelenk, der Unterkörper war in bestialischer Weise verstümmelt, der Hals zeigte Verletzungen durch Messerstiche. — Die Fliegengelenke der Ermordeten glaubten zuerst, das Kind sei vielleicht, von Sehnacht getrieben, nach Weihen gewandert, erhielten aber auf Befragen den Bescheid, das Mädchen sei dort nicht eingetroffen. Die Berliner Polizei hat eine Belohnung von tausend Mark auf die Ergreifung des Mörders ausgesetzt.

Ein gewiß seltenes Vorkommnis ist es, wenn seit etwa 40 Jahren jemand ein Ackergrundstück unberechtigt bewirtschaftet, ohne daß es dieser, sowie der berechnete Eigentümer bemerkt. Ein solcher Fall wurde, wie die Zeitung „Deutschland“ mittheilt, neuerdings an der Grenze der Hunsrück- und Mosel-Region in Thüringen, Kar geleg. Der gegenwärtige Eigentümer des Gemeinde-Gasthauses in Möbischburg ließ jetzt durch das das Katasteramt feststellen, daß einige Rhodaner, deren Väter an das dem Gasthofbesitzer gehörende Grundstück grenzen, einen großen Theil desselben im guten Glauben seit etwa 40 Jahren bewirtschafteten. Die Grenzsteine waren nicht etwa beseitigt, sondern steckten tief unter der Erde. Nunmehr wurden sie wieder gehoben.

Perfischer Humor. Wer sich mit der perfischen Sprache und Literatur beschäftigt, schreibt ein englischer Schriftsteller, wird im Laufe seiner Studien manche angenehme Ueberraschung haben und auf humorvolle Geschichten stoßen, die geistreich und sehr charakteristisch sind. Diese Geschichte kann man mit den Märchen in anderen Literaturen vergleichen. Im Folgenden seien einige von solchen hübschen Anekdoten herausgehoben: Eines Tages ging ein tyrannischer König außerhalb der Stadtmauern spazieren und sah einen Mann unter einem Baume sitzen. Der König fragte: „Ist der Herrscher dieses Königreichs ein Tyrann oder ein gerechter Mann?“ Der Fremde entgegnete: „Ein sehr großer Tyrann“. Der König sagte zu dem Fremden: „Kennst Du ihn?“ Er antwortete: „Nein“. Ich bin der Sultan dieses Königreichs“, sagte darauf der Herrscher. Da erschrak der Mann sehr und fragte: „Kennst Du mich?“ Der König sagte: „Nein“. Der Mann entgegnete: „Ich bin der Sohn eines Kaufmanns, und jeden Monat bin ich drei Tage verrückt. Heute ist unglücklicherweise der Tag vor den drei Tagen.“ Der König lachte und hatte nichts weiter zu sagen. — Ein König fragte einen Astrologen: „Wie viele Jahre werde ich noch leben?“ Der Weise erwiderte: „Zehn“. Da verzweifelte der König, und als wäre er von einer Krankheit befallen, legte er sich aufs Bett. Sein Bezieher, der ein sehr weiser Mann war, sandte nach dem Seher und fragte ihn in Gegenwart des Königs: „Wie viele Jahre hast Du noch zu leben?“ Der Weise erwiderte: „Zwanzig“. Da befahl der Bezieher, daß er in derselben Stunde in Gegenwart des Königs hingerichtet werden sollte. Der König war befriedigt, rühmte die Weisheit seines Bezieher und mahnte den Propheten der Sternendeuter nun nicht länger Bedeutung bei. — Eines Tages sagte ein Mann zu sich: „Alles auf der Erde und im Himmel besteht um meinetwillen. Für mich hat Gott große Dinge geschaffen. Inmitten dieses Selbstgesprächs setzte sich ihm eine Mücke auf die Nase und sagte: „Soviel Stolz in Dir paßt sich nicht; Du solltest nicht glauben, daß alle Dinge auf Erden und im Himmel für Dich geschaffen sind. Eher bist Du für mich geschaffen. Erkennst Du nicht, daß Du nur das Mittel bist, mit dem ich mich emporhebe?“ — Der Sultan Alexander der Große, der Zweihörige, kam einst bei einem Verrückten vorbei und sagte: „O, Verrückter, als Zeichen meiner Gunst gewähre ich Dir, einen Wunsch auszusprechen.“ Er erwiderte: „Die Fliegen belästigen mich; gebiete, daß sie es nicht länger thun.“ Der Herrscher sagte: „O, Verrückter, bitte um etwas, was in meiner Macht steht, zu befehlen.“ Der Verrückte antwortete: „Um was soll ich bitten, wenn Du nicht einmal über eine Fliege Gewalt hast.“ — Ein Dichter kam zu einem reichen Manne und lobte ihn sehr geizig. Dem Reichen gefiel das sehr und er sagte: „Vaaars Geld habe ich nicht, aber in meinen Kornspeichern lagert viel Korn. Wenn Du morgen kommst, will ich Dir etwas geben.“

Der Dichter ging nach Hause und stellte sich am nächsten Tage seinem Gönner wieder vor. Da fragte ihn der Reiche: „Warum bist Du gekommen?“ Er sagte: „Gestern hast Du mir Korn versprochen. Darum bin ich gekommen.“ Da antwortete der Reiche: „Du bist ein höchst wunderlicher Mann. Was Du sagtest, gewährte mir Vergnügen. Was ich gesagt habe, machte Dir gleichfalls Vergnügen. Warum soll ich Dir denn Korn geben?“ Der Dichter schämte sich und ging davon. — Ein König ging mit seinem Sohn auf die Jagd, und da es ein heißer Tag war, entledigten sie sich ihrer schweren Mäntel und warfen sie einem Narren des Gefolges auf die Schultern. Da meinte der König lächelnd: „O, Narr, Du hast jetzt die Würde eines Esels.“ Er erwiderte: „Nicht so, o König, nicht von einem, sondern von zwei Eseln.“

Hochherzige Schenkung. Der Stadt Landau hat eine unbekannt bleiben wollende Persönlichkeit eine Schenkung von 400,000 M. gemacht, mit der Bestimmung, daß hiervon 380,000 M. zur Erbauung einer Festhalle und der Rest zur Gründung einer öffentlichen Stadtbibliothek und Festschule verwendet werden sollen. Weitere Spenden sind in Aussicht gestellt für den Fall, daß der Geschenkgeber unbekannt bleibt.

Institut Meerganz,

Handels- und Schreiblehreanstalt,

Dotzheimerstrasse 21 p.



Dotzheimerstrasse 21 p.

Gründlicher, gewissenhafter Unterricht nach sehr leicht faßlicher Methode unter Garantie des Erfolges in:
allen Arten Buchführung incl. Bücher-Abschluß,
Kaufm. Rechnen und Kontoforrentlehre,
Prakt. Buchführung und Wechselrecht,
Schönheitslehre,
Kaufm. Korrespondenz, deutsch u. fremdsprachlich,
Stenographie (Gabelberger),
Maschinenschriften, Kontopraxis etc.

Einzel-, Kurs- und auf Wunsch Privat-Unterricht.
Der Unterricht an Damen erfolgt in separaten Räumen unter persönlicher Leitung von Frau R. Meerganz, langjährige Buchhalterin.

Beste hiesige Referenzen.

Aufnahme und Eintritt kann jeder Zeit erfolgen.
Unterrichtsstunden zwischen Morgens 8 und Abends 10 Uhr.
Zeugnis und Stellenvermittlung.

3399

Die Direktion: R. Meerganz.

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6.

Bitte genau auf die Firma zu achten!

7791

Bitte genau auf die Firma zu achten!

Rhein-Weine. Seltene Gelegenheit! Mosel-Weine.

Wegen Aufgabe unserer Weinhandlung geben wir sämtliche Flaschen- und Fass-Weine zu ganz ausserordentlich niedrigen Preisen ab und empfehlen wir ganz besonders:

a. Rhein-Weine.

	Per 1/2-Ltr.-Flasche excl. Packung	Per 100 Ltr. ohne Fass
1898 Bodenheimer (vorzüglicher Bowlenwein)	Mk. 0.45	Mk. 45.—
1893 Lorcher	" 0.60	" 60.—
1897 Erbacher	" 0.70	" 70.—
1897 Niersteiner	" 0.80	" 80.—
1897 Hattenheimer	" 1.—	" 100.—
1897 Oppenheimer Goldberg	" 1.10	" 110.—
1897 Rüdesheimer	" 1.20	" 120.—
1895 Hallgarter	" 1.30	" 130.—
1895 Rauenthaler	" 1.50	" 150.—
1895 Winkler Hasensprung	" 2.—	" 200.—
1893 Scharlachberger	" 2.40	" 240.—
1893 Rauenthaler Auslese	" 2.80	" 280.—

c. Deutsche Rothweine.

	Per 1/2-Ltr.-Flasche excl. Packung	Per 100 Ltr. ohne Fass
1892 Ahrbleichert	Mk. 0.50	Mk. 50.—
1895 Walporzheimer	" 0.70	" 70.—
1893 Affenthaler	" 0.80	" 80.—
1890 Ober-Ingelheimer	" 1.00	" 100.—
1892 Assmannshäuser	" 1.50	" 150.—
1889 do. Auslese	" 2.80	" 280.—

b. Mosel-Weine.

	Per 1/2-Ltr.-Flasche excl. Packung	Per 100 Ltr. ohne Fass
1898 Winniger	Mk. 0.40	Mk. 40.—
1900 Graacher	" 0.50	" 50.—
1900 Valwiger	" 0.55	" 55.—
1897 Erdener	" 0.60	" 60.—
1897 Zeltinger	" 0.65	" 65.—
1899 Brauneberger	" 0.70	" 70.—
1897 Piesporter	" 0.80	" 80.—
1897 Traben	" 1.—	" 100.—
1897 Berncastler	" 1.10	" 110.—
1893 Erdener Treppchen	" 1.20	" 120.—
1895 Uerziger Würzgarten	" 1.50	" 150.—
1897 Brauneberger Juffer	" 2.80	" 280.—

d. Französische Rothweine.

	Per 1/2-Ltr.-Flasche excl. Packung	Per 100 Ltr. ohne Fass
1892 Medoc	Mk. 0.70	Mk. 70.—
1893 St. Julien	" 1.10	" 110.—
1887 St. Emilion	" 1.50	" 150.—
1889 Pontet Canet	" 2.—	" 200.—
1884 Chateau Lafite	" 2.80	" 280.—
1884 Margaux	" 3.60	" 360.—

Deutsche und französische Schaumweine, sowie deutsche und französische Cognacs zu den billigsten Preisen.

Unser reichhaltiges Lager besteht nur aus bestgepflegten, naturreinen Weinen und übernehmen wir hierfür die weitgehendste Garantie. Sämtliche Aufträge werden auf das Gewissenhafteste und Pünktlichste ausgeführt; auch werden die Weine den verehrl. Bestellern frei in's Haus geliefert.

Kellerei: Luisenplatz 7.
Comptoir: Albrechtstrasse 32, Paris.

Hochachtungsvoll

Gebrüder Zipp (Inh. Carl Zipp.) 3409



Nr. 130

(2. Beilage.)

Samstag, den 6. Juni.

1903

Die Blüte des Bagno.

Roman von Goron und Emile Gautier.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Der Herr Baron sind zu liebenswürdig“, stammelte der moderne Schriftgelehrte, indem er eine etwas confuse Miene heuchelte.

„Das ist aber nur eine Abschrift, Wort für Wort. Könnten Sie auch einen Brief mit derselben Handschrift niederschreiben? Selbstverständlich, Herr Baron; wollen aber Herr Baron bitte selbst urtheilen“ antwortete Petitpierre und entnahm der Mappe ein anderes Schriftstück.

„Bravo!“ rief der Baron. „Sie versprechen viel.“

Das Schriftstück, welches er in der Hand hielt, war auf ganz ähnliches Papier geschrieben, mit demselben Ausdruck und derselben Handschrift. Nur der Inhalt unterschied sich von demjenigen der beiden ersten Briefe.

„Ich glaube“, sagte Petitpierre, indem er die Augen niederschlug und größte Bescheidenheit heuchelte, „ich glaube, daß die betreffende Person schwerlich ihre Handschrift ableugnen könnte . . . Die Sachverständigen zählen für mich nicht.“

„Wahrhaftig“, entschied der Baron, während er die Schriftzüge unter einem Vergrößerungsglas untersuchte, „die Nachahmung ist sehr gut. — Voll, ausgeschrieben, alles ist tadellos, meisterhaft.“

„Ich werde stets gleich Gutes liefern. Der Herr Baron haben keine Ahnung, welche unglaubliche Arbeit ich hinter mir habe. Immer wieder von neuem angefangen, hundertmal umsonst, ganze Nächte am Schreibtisch zugebracht. Das verdient . . .“

„Herr Petitpierre“, unterbrach ihn barsch der Baron, „Sie scheinen zu vergessen, daß ich Sie vor dem Bagno gerettet habe. . .“

„Herr Baron . . .“ flötete Petitpierre.

„Ich habe hier mehr als nöthig“, und damit deutete der Baron auf seinen Schreibtisch, „um Sie auf die Galeere zu schicken, wenn es mir beliebt. Ich glaube deshalb ein Recht zu haben, auf Ihre Ergebenheit zu zählen.“

„Ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele“ versicherte winnend der Spitzhube und faltete die Hände wie zum Gebet.

„Genug. Ich werde Ihr anerkennenswerthes Talent bemerken, aber ich will nicht, daß Sie den Mund aufthun. Außerdem verbiete ich Ihnen, je untersuchen oder herausbringen zu wollen, was ich Ihnen nicht sage, wenn ich Ihnen einen Auftrag gebe. . .“

„Verschwiegen wie das Grab“, schwor der geknickte Ex-Kaufmann.

„Ich habe eine diplomatische Campagne eingeleitet. Sie werden mir helfen, dieselbe zu Ende zu führen. Die Documente die ich nöthig habe, müssen Sie mir herbeibringen. Behalten Sie niemals eine oder die andere oder auch nur eine Copie für sich zurück, um eine Waffe gegen mich in Händen zu haben. Das wäre verlorene Mühe. Meine Vorsichtsmahregeln sind getroffen. Sie würden sich einfach selbst zermalmen, ohne mir auch nur das Geringste anhaben zu können.“

„Verstanden, Herr Baron!“

„Damit Sie etwas ruhiger arbeiten können, ohne gestört oder verdächtigt zu werden, habe ich beschlossen, daß Sie Paris

verlassen, Sie werden Zutritt in die Bureaux der Sicherheitspolizei erhalten, wo Sie sich möglichst viele Freunde erwerben müssen. Sie werden zum Polizeidirektor ernannt werden.“

„Ich!“ schrie Petitpierre auf.

„Sie! Und zwar in Ihrem Heimathlande. Ich habe dort einen Mann nöthig, der ein Auge zudrückt über gewisse Vorfälle an der Grenze . . . Sie haben mich verstanden?“

„Ganz zu Ihren Diensten, Herr Baron!“

„Gut. Gehen Sie. Ich werde Sie benachrichtigen, wenn es Zeit ist. Bis dahin sehen Sie Ihre Arbeiten fort!“

Der Herr Petitpierre stand vor dem Bankier wie angewurzelt und drehte verlegen seinen Hut in den Händen. Saint-Magloire sah ihn ungeduldig an und fragte rauh:

„Was wollen Sie denn noch hier?“

„Der Herr Baron verzeihen. Ich möchte noch ein Wort sagen . . .“

Ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er in jämmerlichem Tone fort:

„Ich war gezwungen, meine Beschäftigung, die mich ernährte, zu unterbrechen, und jetzt soll ich abreisen. Dazu muß ich einige Vorbereitungen treffen — die — —“

„Schon gut!“

Saint-Magloire entnahm einer Schublade etwa fünfzehn Goldstücke, die er auf den Rand des Schreibtisches legte. Petitpierre streckte gierig die Hand danach aus und ließ die Stücke in seiner Tasche verschwinden. Er verbeugte sich ebenso tief wie beim Eintritt und gewann rückwärtsgehend und fortwährend „dienend“ die Ausgangstür.

„Welch ein niederträchtiges Individuum“, murmelte der Baron vor sich hin. „Versaut und verhiert. So ein Glender hat nicht einmal den Muth, die eigene Niedertracht zu verbergen. Ich halte ihn an Händen und Füßen gefesselt; das genügt.“

Der Kammerdiener erschien in der Thür.

„Was gibts noch?“

„Herr Briancon, der alte Herr mit der Brille, den der Herr Baron schon gestern abgewiesen hat.“

„Soll morgen wiederkommen! . . . Weiter!“

„Frau von Saint-Lai“, antwortete der Kammerdiener mit einem Blick auf die Liste.

„Lassen Sie sie vor.“

Der Kammerdiener entfernte sich, um gleich darauf wieder zu erscheinen, gefolgt von der Besucherin.

Mademoiselle Josephine Lai, Madame de Saint-Lai für die offizielle Welt, Fifi für die Intimen, war ein Sprößling Butte Montmartre reinster Rasse: von mittlerer Größe und ziemlich schlank, dabei beweglich wie eine Schlange. Sie hatte die blasser Gesichtsfarbe kränklicher Kinder, die in der schlechtesten Luft der elenden Arbeiterlogis groß geworden, diese Blässe, die gewisse Pariserinnen für ein Zeichen von Bornehmheit auszugeben versuchen, und die in Wahrheit doch nichts anderes ist als Blutarmuth. Ihre Gesichtszüge konnten durchaus nicht regelmäßig genannt werden. Die ein wenig aufgestülpte Nase gab ihr einen mehr als schelmischen Gesichtsausdruck. Der Mund aber war entschieden zu groß. Man konnte ihr ihn verzeihen, wenn sie ihn öffnete und zwei Reihen prächtig weißer Perl-

adina leben ließ. Ihre kupfergeprägten Haare waren geschickt gemacht und umgaben gewollt ihren Kopf. Dazu zwei lebhaft blühende, und zifine machte den pikanten Eindruck eines muthwilligen Jungen.

Sie zählte achtunddreißig Jahre, aber ihr Gesicht hatte noch nicht zu sehr unter ihrer etwas bewegten Vergangenheit gelitten. Als ganz junges Ding war sie einem Damenschneider in die Lehre gegeben worden. Ihr wenig moralisch veranlagter Charakter vervollkommnete sich schnell, dank der gepfefferten Unterhaltungen, welche die anderen Arbeiterinnen führten, und es dauerte nicht lange, bis sie dem Elternhause den Rücken wandte um sich in die Arme eines Ladencommiss zu werfen, mit welchem sie volle drei Monate glücklich verlebte. Sie folgte dann einem Berufsrennfahrer, der ihr die Geheimnisse seines Sports beibrachte und sie auch öfters nöthigte, in den Ringeltangels eine andere Beschäftigung zu suchen, die etwas Geld ins Haus brachte.

Da sie diesem Leben und den ausgiebigen Prügeln ihres Cavaliers keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, ließ sie ihn sitzen und zog in das Quartier latin zurück, wo sie fast zwei Jahre lang Schutz und Unterricht eines Studenten der Jurisprudenz genoss und sich während dieser Zeit eine — wenn auch nur oberflächliche Bildung aneignete. Ihr Liebhaber bestand zufällig sein Examen und zog nach der Provinz, um eine Stellung bei der Behörde anzunehmen.

Nach und nach fiel zifine in die tiefsten Tiefen des Glends, bis sie durch Zufall das Interesse eines alten Bideurs erweckte. Er miethte ihr eine Wohnung, richtete sie recht comfortabel ein und lancirte zifine in die höheren Kreise der Lebewelt. Mehrere Jahre hindurch genoss zifine dort gewissen Ruf. Sie lebte im Freudentaumel und Luxus, machte große Reisen mit feinsten Fremden und war vorsichtig genug, sich einige tausend Francs bei Seite zu legen.

Dank dieser weisen Vorsichtsmaßregel war sie vor dem gewöhnlichen Ende der meisten Damen ihresgleichen gesichert, als ihr Stern nach und nach seinen Glanz einbüßte. Sie übernahm eines jener eleganten Häuser, in denen das Laster seine Stätte hat, und deren Paris eine Menge zählt. Mit gewinnender Liebesherrlichkeit und seltenem Geschick wußte sie sich mit der Polizeipräfektur auf guten Fuß zu stellen und leistete derselben gar manchen sehr schätzenswerthen Dienst.

Saint-Magloire dessen auf Erpressung und anderen, ähnlichen Principien basirtes Riesenunternehmen keine, auch nicht die geringste Kleinigkeit, die von Nutzen werden konnte, aus dem Auge lassen durfte, hatte die Bekanntschaft mit dieser bemerkenswerthen Dame gesucht. Er hatte zifine sehr bald ganz unter seinen Einfluß gebracht. Die besten, pikantesten und oft recht wichtigen Mittheilungen waren ihm sicher. Rozen bezahlte in freigebigster Weise, und seine stets offene Kasse sicherte ihm zifines Mitarbeiterthum.

Dies war in kurzen Zügen die Geschichte von Madame de Saint-Lai, welche der Kammerdiener in das Bureau des Bankiers einführte.

zifine strahlte.

Sie brachte eine vorzügliche Nachricht, die ihr von einer ihrer Besucherinnen zugeflüstert worden, der Kammerjose der Marquise von R. . . ., der Gattin eines hohen und angesehenen Staatsmannes, über den sie die unumschränkste Macht hatte. Böse Zungen behaupteten, daß sie ihn an der Nase herumführte, man fügte sogar manchmal hinzu: auch an den Hörnern.

„Donnerwetter, was Du wieder schön bist!“ begrüßte der Baron, indem er sich erhob, die Besucherin, die er vertraulich unter das Kinn faßte. „Du wirst ewig jung bleiben!“

„Schmeichler, Sie glauben doch selbst kein Wort von dem, was Sie da sagen.“

„Schon gut“ wehrte er ab. „Du bist doch nicht gekommen, um mir die Leviten zu lesen? Was hast Du mir denn sonst noch Schönes mitgebracht?“

„Etwas Gutes“, antwortete sie neckisch; dabei zog sie einen Brief aus der Tasche. „Urtheilen Sie selbst.“

„Aha“, machte der Baron, indem er den Brief nahm. „Aber er ist ja noch gar nicht geöffnet. Er ist vom Herzog . . .!“

„Das wird Sie doch nicht hindern, ihn zuerst aufzumachen, aber vorsichtig bitte . . . Das letzte Mal war das Wappensiegel nicht am richtigen Platz . . . meine Besucherin hatte eine Gänsehaut vor Angst! Sie wissen, die kostet mich schweres Geld und sie hält darauf, ihre Stellung bei der Marquise zu behalten.“

„Sei ganz außer Sorge!“ lachte Saint-Magloire.

Der Brief war mit einem großen, wappengeschmückten Siegelstempel verschlossen. Saint-Magloire legte ihn auf seinen Tisch, mit der Adresse nach unten. Sodann entnahm er einer

Schreiblade eine weiße Bleiplatte und legte sie vorsätzlich auf den Stempel.

„Wich überläßt es heiß und kalt, wenn ich Sie so hantieren sehe“, sagte zifine.

„Du bist närrisch“, antwortete achselzuckend der Bankier.

Er holte einen schweren Hammer aus seinem Schrank und führte einen kurzen, ruhigen Schlag damit auf die Bleiplatte.

„Gut einmal“, sagte er.

Der Siegelstempel war in Atome zersprengt, aber auf der Bleiplatte erschien klar und deutlich, wie neugraviert, das Wappen des Stempels.

„Großartig! Kolossal!“ schrie zifine, der es wie ein Stein vom Herzen fiel.

„Das Uebrige ist nur noch ein Scherz“, meinte der Baron. Er setzte einen kleinen Behälter mit Wasser auf seine Spirituslampe . . . zwei Minuten später hatte der Wasserdampf den Leim des Couverts erweicht.

„So nun sind wir Herr des geheimnißvollen Schreibens“, lachte er.

Er entnahm den Brief dem auf so umständliche Weise geöffneten Couvert und begann ihn durchzulesen.

„Sehr gut! Köstlich — — er ist eifersüchtig — —“

„Wer ist eifersüchtig?“ fragte zifine.

„Der Herr Gemahl, natürlich!“

„Wirklich? Das ist drollig!“

„Das will ich meinen! — — Doch wir müssen den Brief zurückgeben, da wollen wir ihn doch vorerst ein wenig fixiren.“

Er holte einen kleinen photographischen Apparat herbei, den Solow mit einer starken elektrischen Lampe im Innern versehen hatte, damit auch bei trübem Wetter klare Aufnahmen damit erzielt werden konnten. Der Baron verband sodann die Drähte mit der elektrischen Leitung, welche die Glühlampen in seinem Bureau speiste, und sofort erstrahlte die Lampe in äußerst starkem Licht. Er brachte darauf den Brief in die richtige Lage und Entfernung.

„Stillgestanden!“ commandirte zifine.

„Hat ihn schon“ replicirte der Baron und brachte den Apparat wieder in den Schrank.

Der Brief wurde sodann mit größter Sorgfalt wieder verschlossen, mit der Bleiplatte versiegelt und kein Mensch hätte behaupten können, daß mit dem Schreiben auch nur das Geringste vorgenommen worden sei.

Rozen reichte seiner Besucherin den Brief zurück und lächelte:

„Was hältst Du davon?“ fragte er.

„Ich bin sprachlos. Selbst der Herzog könnte da nichts auszuweisen haben.“

„Gut. Jetzt mach, daß Du fort kommst, Kleine; ich habe noch viele Leute draußen, die mich sprechen wollen.“

„Hören Sie mal“, sagte Madame de Saint-Lai, „es scheint daß Sie etwas vergessen.“

„Stimmt, stimmt“, antwortete lächelnd der Baron.

Er suchte in seiner Tasche und zog zwei Hundertfrancscheine heraus.

„Das ist für heute alles. Das nächste Mal wollen wir weiter sehen.“

„Danke, Baronchen“, lächelte sie ihm zu und machte einen komischen Kniz. „Auf vergnügtes Wiedersehen.“

„Schnell, schnell“, drängte der Baron.

Madame de Saint-Lai verschwand im Gang. Der Kammerdiener trat ein.

„Wer ist noch da? Machen Sie schnell, ich habe nicht mehr viel Zeit!“

„Es ist noch ein Herr da, der absolut darauf besteht, noch heute empfangen zu werden, da er nach der Provinz abreisen muß.“

„Sein Name?“

„Charles Lavardens.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Berggespenst.

Von Valentin Traudt.

Zu den beliebtesten Ausflugspunkten des südbayerischen Gebirges gehört die Firsakuppe mit ihren steilen Felswänden. Von hier aus hat man eine prächtige Aussicht in die grünen Lande. Da windet sich dort die Straße wie eine graue Schlange aus der düsteren Waldschlucht heraus, man sieht hier weiße Dörfer, blumige Galden, schwarze Baumherden und dazwischen wie große funkelnde Perlen alle die lieblichen Seen des Gebirges, aus denen sich wohl nie und da ein Bach thalwärts ver-

lert. Auf der Höhe der über die Watten führenden Fährstraße lagen neben einigen kleinen Gasthäusern nur im Sommer bewohnte Fremdenherbergen. Da sich hier, hervorgerufen durch die ungeheure Wärmeausdehnung an den heißen Steinwänden, Tag für Tag Fohalgewitter entwickelten, so galt die Fährstuppe schon lange als interessante Wetterwarte. Und endlich war auf ihrer Höhe eine Beobachtungsstation ersten Grades eingerichtet worden. Schon über zehn Jahre hatte man in München für die Bewilligung des kleinen Baues gekämpft und es war manches Gewitter über die Kuppe gezogen ohne in die Akten gekommen zu sein. Nun aber sah der junge Doktor Justus Berghöfer auf der lustigen Höhe und beobachtete seine Instrumente und führte seine Tabellen und suchte dem lieben Gott hinter das Geheimnis zu kommen wie er den Hagel mache, von dem die Bauern freilich sagen, der Teufel sei sein Erfinder. Wenn sie recht haben, hat sich der Doktor an die falsche Adresse gewendet und wird also auch keine neue Theorie finden können. Gerade an den stillen Tagen, an denen überhaupt kein Wetter war dachte er über dergleichen schwierige Probleme nach. Zuweilen aber auch machte er sich frei und steuerte dem Bauernhause zu, um einen Stat zu riskieren, überhaupt Unterhaltung zu suchen. An schnurrigen Vergnügen und frischen Mädchenaugen war ja niemals Mangel. Alles Gewittergebanke los und ledig steuerte er auch heute wieder den Pfad zur Marie hinab. Der ganze Himmel hing in tiefem Grau und ein feiner Regen rieselte unaufhörlich hernieder. Die Instrumente waren eingestellt und in den Regenmesser tropfte es ja von selbst. Sollte den aber ein wandernder Spatzvogel wieder unter die Dachrinne stellen dann tagierte er die Menge nach der Pfäde, die sich oben unter dem schadhafte Dach bildete.

In dem Gasthaus war richtig alles besetzt und Männlein und Weiblein, eingehüllt in die verschiedensten Mäntel und Tücher, plapperten und sangen und sangen und pfften durcheinander. Am Lustigsten ist's ja gewöhnlich in solchen Herbergen, wenn es „Windfaden“ regnet.

„Wie lange dauert's noch?“

Ein fürwichtiges Dämchen hatte diese Frage an den vielbeschäftigten Wirth gestellt. Der schlug die einst weiß gewesene Schürze zurück, trat bedächtig an das Fenster, sah prüfend hinauf an den Himmel, rüttelte an dem alten Barometer, in dem er schon als Junge das Quecksilber mit einem kleinen Stork auf „schön“ gebriert hatte und sagte dann mit prophetischem Ton in seiner Stimme: „Es klärt sich wohl noch auf, meine Herrschaften, und in etwa zwei Stunden — kann auch noch länger dauern — ist — — — Sehen Sie schon den schwarzen Punkt da oben im Nebel?“

Alle sprangen an das Fenster.

„Dort, den da, ja — nur mehr rechts. — Sehen Sie, das ist die Kuppe mit dem Wetterhaus wo der Doktor die Gewitter macht.“

„Wie interessant!“ flötete ein Stimmchen dazwischen.

„Auf wieviel Gewitter bring er's denn? — Mei! Alt' probuzirt jeden Tag eins!“ ließ sich ein Witzbold vernehmen.

In dem Augenblick trat der junge Doktor ein.

„Aber da ist er ja, meine Herrschaften!“ rief der Wirth, war im Anfang zwar etwas bestürzt, nahm sich aber doch wieder ein Herz und ging auf den Ankömmling zu, indem er wie in bittendem Tone zu ihm sagte: „Nicht wahr, der Himmel klärt sich?“

Der Gelehrte erfaßte sofort die Situation, schüttelte auch an dem Barometer und erklärte lächelnd: „Wenn das Barometer nur annähernd richtig zeigt, ist in längstens einer Stunde blauer Himmel.“

„Justus, Prachtkerl! — du bist 's?“

Und einer von den Bergkrazlern fiel dem wetterharten Doktor um den Hals. Der stützte sich nach dieser stürmischen Begrüßung auf seinen Eichenstock, beugte sich etwas nach hinten und ein sonniges Lächeln spielte um seine Augen.

„Ei sieh da! Donner auch, der Referendarius Fritz Wichter, der Priester der Schönheiten und Angstosel.“

Nun ging es noch einmal an ein Händeschütteln und dann an ein Erzählen und Pokulieren, daß der Wirth insgeheim um weiteren Regen bat. Herr Wächter erklärte dabei seinem Korpsbruder, daß er nicht nur der schönen Aussicht wegen ins Gebirge gestiegen sei, sondern auch, um seiner Coeurdame näherzukommen. Der alte Bankier Barisch hielt Geld und Tochter auch zu unmodern fest.

„Siehst, Doktorchen, dort das Mädchen mit den blauen Augen und dem Vergiftmeinnichtthut, das ist Melitta, und der alte Graubart mit der goldenen Brille ist Väterchen. Wenn ich ja durch den Affessor wär! — Er traut mir nichts zu.“

Der Sprecher senkte das Haupt, als höre er seinen eigenen

Abtönen an. Dann rief er sich plötzlich auf: „Was lange kommt abtönen dieses Wetter hier noch?“

„So an eine Woche.“

„Gott sei Dank; vielleicht komme ich zum Ziel.“

Die Stunden schwebten schnell dahin und keiner dachte vorläufig daran, vom Himmel eine Aufklärung zu verlangen. Man erzählte sich vom Berggespenst. Ja, wie es von der Schlucht hinauf zum Teufelstein wandelte und dann hinüberflog zur Fährstuppe. In mancher Nacht sei es auf der Matte ganz unheimlich lebendig, Schatten tanzten und winselten und klogten, bis der große Thalgeist erschiene und sie dann zerstreue, um mit dem Berggeist allein zu kämpfen. . . Und nun mußte natürlich auch Berghöfer erzählen, der mit seinen Phantasiegebilden den Wirth noch um eines Steinwurfs Weite übertraf. Endlich schlug dann dort ein dicker Herr mit seiner rothen Faust auf den Tisch und wetterte: „Is dös e Sauwetter! — Aufklärung is nit!“

„Werde 'mal nachhelfen“, meinte der Wettermacher und wollte sich zum Gehen anschiden.

„Morgen ist 's sicher klar“, tröstete der Wirth wieder. „Nicht wahr, Herr Doktor?“

„Wenns aufhört und der Himmel klar wird, ganz sicher.“

„Sehen Sie meine Herrschaften!“ sagte der Wirth nun überglücklich zu seinen Gästen und versuchte dann, Berghöfer zu veranlassen, noch eine Weile zu bleiben. Aber der ging, gefolgt von seinem Freunde, welcher sich die Wetterwarte einmal ansehen wollte, mit freudlichem Gruße von dannen.

„Ich hätte ja Melitta nur eine Andeutung zu geben brauchen und sie hätte sich mit ihrem Vater uns angeschlossen; sie hat nämlich immer ein Bedürfnis nach Abenteuer.“

„Soll ich sie bitten?“

„Nein, ich müßte sie dann wieder herunter begleiten und gebente dort oben kampfieren zu können. Bei dem Wetter!“

„So verliebt bist du; wahrhaftig, das ist mal 'ne besonders Art. Ich setze für ein solches Rädel dann doch alles ein!“

„Ich auch, vorausgesetzt, daß es nicht regnet. — Wozu soll man sich unnötige Umstände machen.“

„Da würdest du am besten thun, im Thale zu bleiben.“

„Du willst mich wohl los sein?“

„Am, ich denke nur, die Reise für dich ist doch auch ein unnötiger Umstand?“

„Das Nützliche beim Angenehmen. So ganz platt bin ich ja denn doch nicht!“

Droben machten nun die Freunde ein lustiges Gladenfeuer, hingen alles Entbehrliche um den Ofen und setzten Wasser zu einem Grog bei. Draußen pustete der Wind und trommelte der Regen. Mit einem Male knarrte die Thür und eine ganze Gesellschaft präsentirte sich den erstaunten Beschern. Herr Bankier Barisch erklärte, im Gasthause drinnen sei es doch zu langweilig und Melitta schloß sich Papachen verständnißvoll an. Trotz des geringen Quantums Grog, das nunmehr auf den Einzelnen kam, wurde das Referendarchen ganz lebhaft. Er zog das witzbegierige Mädchen von Instrument zu Instrument, während Berghöfer dem Alten die Bedeutung eines gut bedienten Beobachtungszuges auseinanderlegte. Vor dem Regenmesser hinter der Hütte endete die wissenschaftliche Reise der jungen Leute in sanften Liebesklagen. . . Wenn doch bei Papa auch endlich der Wind umschlagen würde. . .

Der dachte aber zunächst an etwas anderes; er bestand darauf, um wenigstens etwas gesehen zu haben, heute noch zum Teufelstein aufzubrechen. Vergeblich warteten die anderen Touristen, vergeblich suchte ihn Berghöfer zu halten. Bis der Abend käme, sei man längst im Dorfe und dabei machte er mit einem Blick auf Wächter eine Bemerkung zu dem Thema „im Nebel fischen.“

„Glück denn zur Fahrt!“ rief der Meteorologe. „Aber denken Sie an mich.“

Bald waren denn auch Vater und Tochter im Nebel verschwunden, während die anderen Krazler wieder abstiegen. Von dem Einbruch der Nacht merkte man hier oben kaum etwas; nur das Grau wurde etwas dunkler. Der Doktor stellte die Instrumente ein, klappte die Schutzklappen der kleinen Fenster herunter und räumte seinem Freunde das schmale Feldbett ein. Draußen pffte der Sturm, die Wetterfahne knarrte und die Musik der Berge setzte mit voller Macht ein.

Fritz fand keine Ruhe, während der Wettermacher schon fest schnarchte. Auf einmal war es ihm, als höre er Menschenstimmen — es konnte auch der Sturm sein — dann schien jemand an die Thür zu klopfen. . . Er richtete sich auf, kalten Schweiß rieselte ihm über die Stirn.

„Justus, Justus!“

Der Gelehrte fragte gähmend: „Was ist?“

„Draußen ist wer.“

Und er legte sich wieder begnuglich um. Doch der andere ließ ihm keine Ruhe.

„Justus hörst du nicht?“

„Zum Donner auch, wenn du Angst hast —!“

Es klopfte aber in diesem Augenblick so vernehmlich an die Thür, daß auch der Doktor aufhorchte.

„Justus, Freund!“ jammerte der Gast.

„Angstton!“

„Herr Meteorologe!“ Rang nun ein weiches Stimmchen durch den Sturm.

„Se, aufgemacht!“

„Jetzt wird's Tag!“ rief Berghöffer. „Das sind die Touristen vom Teufelstein. Ja, der Rebel!“ Da müssen wir Toilette machen; aber schnell, schnell.“

Es dauerte auch gar nicht lange, bis er aufschloß und die in der Irre gewanderten Leute einließ. Der Referendar, der seine Kleidungsstücke in höchst unordentlicher Weise umherliegen hatte, kam erst viel später hinter der spanischen Wand hervor und dann immer noch in etwas mangelhafter Weise, ohne Weste, ohne Rock, im Wettermantel seines Freundes, der ihm viel zu groß war. Barsch, der sich das Nachen verbiß, wollte um jeden Preis noch in das Gasthaus auf der Paghöhe. Das war freilich unmöglich, und man vertrieb sich daher die Nacht mit Plaudern, Singen und Rauchen. Der Referendar hatte eine wunderschöne Stimme und sang alle bösen Geister zum Teufel. Selbst Melittas Vater fand ungeheuren Gefallen an dem jungen Mann.

„Ob's wohl bald Morgen wird?“ hauchte das Mädchen. Aber mit einem Schrei fiel sie dem Referendaren in die Arme, als sie kaum das Fenster geöffnet hatte. Alle starrten nach dem Teufelstein. Der Bergrieße stand in magischem Glanze; die elektrischen Glocken der Selbstanzeiger spielten, die feinen Nadeln der verschiedenen Instrumente sprangen nervös hin und her. Der Doktor hatte nur kurze Zeit zu sagen: „St. Emsfeuer! Morgen prächtiges Wetter.“ Und während er nach seinen Tabellen griff, erholte sich das schalkhafte Mädchen mit einem Seufzer und einem schlüchtigen Auf.

„Aber Herr Wächter! — Aber, Melitta?“

„Die durchaus natürlichste Lösung der elektrischen Spannung, Herr Barsch! Das ist bei allen Leuten so die sich lieben.“

Der Doktor sagte das ganz ruhig und mit einer feinen Ironie.

„Du hast dich kompro — —“

„Ach was, Papa, nur heimlich verlobt.“

„Das verdamnte Wetter, der Teufelstein!“ rumorte der Alte weiter. „Melitta, wir gehen!“

Dem Mädchen schien es jedoch ganz gut an der Seite von Fritz Wächter zu gefallen und der zürnende Papa mußte einwilligen. Gerade als der letzte Tropfen der letzten Flasche zertilgt und die letzte Zigarre aufgeraucht war, theilten sich die Nebel, der Glanz am Teufelstein erlosch und das heraufkommende Licht begrüßte das jüngste Paar der Berge.

„Habt Ihr nun die Geister hier oben kennen gelernt?“ fragte der junge Gelehrte beim Abschied mit Nachen. „Wissen Sie auch, für wen ich Sie heute Nacht ausgab?“

„Na, brummte der Alte.

„Fürs Berggespenst.“

„Danke!“

Melitta hing sich dem Geliebten an den Arm und steuerte dem schmalen Thalspfad zu. Der Herr Papa fragelte vorsichtig hinter ihnen her und rechnete schon aus, wieviel es ihm wohl noch kosten würde bis der Lustige da vorn Assessor wäre.

Auf der Firsstuppe war es nun wieder still geworden. Nach einigen Wochen kam ein Brief von Fräulein Barsch mit der eigenthümlichen Bemerkung, im nächsten Jahre käme ihre Schwester mit zu den Berggeistern, das „Berggespenst“ müsse ja so interessant sein. . .

**Kragen, Kravatten,
Manschetten, Hosenträger,
Unterzeuge**

empfiehlt zu den billigsten Preisen

2712

H. Conradi,
Inh.: E. Haarmann,
Kirchgasse 17.

Telefon 349.

Handels-Lehranstalt

Dir. E. Schreiber.

Rheinstraße 103 1. Et. (an der Ringkirche).

Prima hiesige Referenzen.

Am 4., 6. u. 9. d. Mts. Beginn neuer Schönschreibkurse in kaufm., Beamten-, Kopf- u. Handschrift nach weltbel. eigener Methode, unter Garantie des sichersten Erfolges.

Schreiberfolg.

W. Schreiber
für die Vorlesung
und Aufsätze
S. 1. 1. 1.

W. Schreiber
mein Schrift wagt
S. 1. 1. 1.

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreiberfolge von hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten zur Einsicht offen.

Gründlicher Unterricht in:

Buchführung, (einfache doppelte, italienische u. amerikanische),
Wechselrechnung,
Handelskorrespondenz (deutsch, englisch, franz. u. ital.),
Kaufm. Rechnen, Kontoforrentlehre,
Kontorarbeiten,
Stenographie (Gabelberger),
Maschinenschreiben etc.

Perfekte Ausbildung garantiert.

Die Kontoristinnen- und Buchhalterinnenkurse für Damen als sicherster, heutiger Lebens- und Erwerbsberuf stehen unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjähr. Handelslehrerin.
— Vermittlung von Stellen. 3439

Die Ausführung der
**Central-Telephon- und
Postnebenstellen-Anlage**

von

200 Apparaten

für das

Hansahaus zu Frankfurt a. M. (Stiftstraße)

wurde der

**Frankfurter
Privat-Telephon-Gesellschaft**

m. b. H.

übertragen.

502

Frankfurt a. M. Bilselerstr. 29. Tel. 6256.

Wiesbaden, Adelheidstr. 82 p.

Großer Kartoffel-Abichlag!

Prima Kartoffeln per Kpf. (8 Pfd.) 28 Pfg., Centner billiger.

Carl Kirchner,

Währstraße 27, Ecke Hellmündstraße.